

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 8

Artikel: Glanzenberg : eine Skizze über den Rückgang des Naturlebens im Limmattal
Autor: Graf, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Glanzenberg.

Eine Skizze über den Rückgang des Naturlebens im Nimmattal.
Von Albert Graf, Zürich.

Auf dem höchsten Bergvorsprung, den das Weininger Hard zur Nimmatt sendet, erhob sich vor mehr als achthundert Jahren die Glanzenberger Feste. Stolz ragte sie über dem Städtchen gleichen Namens, das sich zu ihren Füßen in der Ebene des Flusses dehnte. Von ihm blieb nichts mehr als der Name, und auch die Feste liegt verschollen, von wenigen nur gekannt, tief im Waldgehege verborgen. Selten schreitet ein Menschenfuß über ihr zerfallenes Gemäuer. Nur Fuchs und Dachs wühlten darin ihre Höhlung und schanzten sich mitten unter den reichen Schätzen, die nach der Volksfage teuflische Unholde hüten, ihre Wohnung. Von einem doppelten Ringwall umfaßt, der ihn gegen die Landseite hin in weitem Halbkreis sicherte, senkt sich der versunkene Burgfried, einst wohl ein trotziger ungeschlachter Turm, in jähem Absturz zu dem alten Flußlauf nieder.

Nicht umsonst mauerte auf dieser Kuppe ein kühnverwegenes Freiherrngeschlecht, das Zürich unter sein Joch bringen wollte, seinen Räuberhorst. Mit der Wasserburg von Schönenwerd, die sich kaum mehr als in Pfeilschußweite jenseits aus unwegsamem Sumpf erhob, beherrschte er den ganzen Talverkehr. Eng und gefährvoll



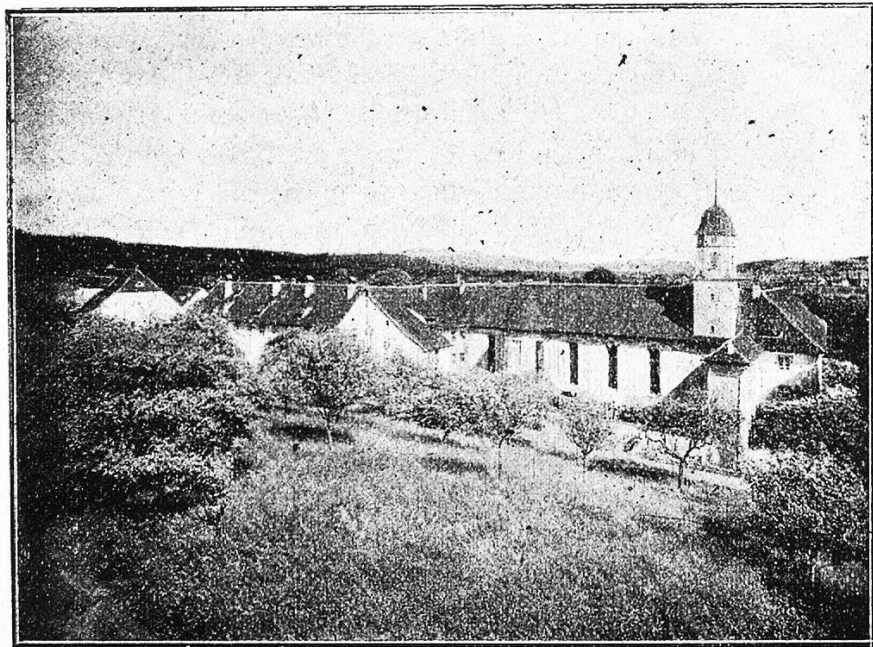
Stoßenten.

war hier die Lücke in dem Netz von Burgen, mit dem der Regensberger rings die Stadt umstellt hatte. Mancher, der hier unbeachtet durchzuschlüpfen hoffte, verblutete in den Fängen des adeligen Räubers. Denn weit hinauf schweifte von seiner Warte der Blick über den schiffbaren Fluß und hinüber zum vielbegangenen Talweg. Unmittelbar unter ihre Zinnen trug jener den mitwelschen Kaufmannsgütern schwer befrachteten Rahn und aus weiter Ferne kündete sich auf diesem der lange Karrenzug, der, sich an der Berglehne auf- und abwärts windend, den Kunstfleiß Italiens auf die Messen von Surzach und Basel fuhr. Gar lustig schmetterte vom Turm das Horn ins Städtchen nieder, wenn auf einem dieser Wege reiche Beute nahte; aber schauerlich und wild schrie es, als die Zürcher, nachdem sie die Brandfackel ins überlistete Raubnest geschleudert, unablässig auch das Bollwerk überm Strom berannten. In Schutt und Asche sank es, mit ihm der Trotz und Übermut des Freiherrn. Als fromme Sühne vielbegangenen Frevels schenkte er die Trümmerstätten samt dem dazu gehörigen Land dem Fahrer Kloster, dem sie gerade heute noch zu eigen sind. Das reinigte sie aber nicht vom Fluch der Menschen. Keine Seele siedelte auf ihnen, in weiter Runde erstanden weder Hof noch Burgstall. Man mied die beiden Stätten als Orte, wo die Geister der Erschlagenen klagen und die Seelen ihrer Mörder nach Erlösung wimmern. Selbst die Fürbitten der frommen Frauen zu Fahr vermochten die auf ihnen haftende Blutschuld nie ganz zu tilgen, einer spätern Gründung ihres Klosters auf dem Boden Glanzenbergs blühten auch nie Rosen. Mochte der Menschen Schweiß noch so tief die Erde düngen, sie fargte beharrlich mit der Ernte. Und so ist es bis heut geblieben.

Indes durchs ganze Tal die menschliche Gewinnsucht den Pflug bis hart ans Ufer trieb, die Wiesengründe bis ans Wasser weitete, jedes Plätzchen Wald sorgfältig ordnete, das kleinste Bächlein dämmte, den Talstrom fesselte, ein rauchendes Kamin ans andere türmte, so ließ sie diesen Erdenfleck fast unberührt. In ihm erhielt sich noch ein Stück Natur beinahe noch in seiner Ursprünglichkeit inmitten einer vorwärtsdrängenden, alles zur Seite schiebenden Kultur, eine Oase, einsam, still und weltvergessen, ein Chaos von Land und Wasser, ein buntes Wechselspiel von Busch und Rohr, von Wald und Heide, ein Juwel dem Maler und Naturfreund, ein Zufluchtsort den arg gehezten Tieren unserer Erde. Hier auf der Stätte eines längst vergangenen Geschlechtes tat sich ihnen noch die letzte Freistatt auf, der unentsühnte Boden, den die Menschen mieden, ward ihnen eine schützende Heimat.

Bis unter die Mauern der Stadt nannten sie einst das Talgefilde ihr eigen, aber wie die braunen Söhne der neuen Erde trieb sie die Kultur, der Todfeind der Natur und ihrer Kinder aus ihren alten Sizen. Im Bunde mit der wachsenden Stadt warf diese sie aus dem Schilfgestade des Sees, trieb sie aus dem Röhricht der sich füllenden Wallgräben, aus den Winkeln und Verstecken der stürzenden Stadtmauern, aus den Pflanzungen der Gärten, welche den Häusern wichen, hinaus aus der weiten Ebene des Sihlfeldes; immer weiter westwärts, bis sich endlich die waldbumhegten Ufer der Limmat schützend über ihnen schlossen. Noch schweifte diese frei durch das Gelände, in jugendlichem Troze spottete sie der ungeübten Menschenkraft im Wasserbau. Schwellten im Frühjahr die Bergwässer ihre Fluten, strömte sie aufjauchzend in das ihr entriessene Land. Wochenlang gab sie es nicht mehr frei, selbst zur Sommerszeit lag sie tief verträumt in alten Rinnalen und Läufen. Eine Menge kleiner Inseln umspannen ihre reichverzweigten Wasser. Durch Sumpf und Schlamm fast unnahbar gemacht, umsäumt von alten Weidenstümpfen und Erlen, bestanden mit dichtem Unterholz, waren sie zu sichern Gehegen für die von Ort zu Ort gescheuchten Tiere wie geschaffen. Ein überaus reichgestaltetes Naturleben, all die Phasen des mannigfaltigen Existenzkampfes der verschiedensten Gattungen widerspiegelnd, die hier auf engem Raum zusammenwohnten, erstand da mit jedem neuen Tag. Hört man die Ältesten des Tals davon erzählen, wie eine halberloschene Mär klingt's unserm Ohr. Doch auch hier machte die unersättliche Gier der Menschen, die

hartnäckig auf jedem Fleckchen Erde wie der Jude Shylock auf dem Schein besteht, bald der stummen Kreatur den Boden streitig. Es kam die Flußkorrektur. Im Auwald erscholl die Axt, den letzten Schutzwall unbarmherzig niederreißend. Unter ihren Schlägen fiel der bis ins Mark gehöhlte Weidenstumpf, die Wohnstatt manches Haar- und Federwildes, barst die schlanke Pappel, die Hegerin der kühnen Räuber, stürzte das Stangenholz, der Mistort von Elster, Hähner und verwandter Arten. Es sanken der schirmende Hag am Wiesengrund, das bergende Rohr der stillen Wasser, das schützende Dorndickicht der Inseln und der Ufer, die Heimstätten des schleichenden Getiers, der leichtbeschwingten Sänger. Ausgetilgt wurden Sumpf und Werder, Sand- und Riesbank, Bucht und Arm, Tummelplätze der Strand- und Wasservögel und der behaarten Wassertiere. Wie Verfernte trieb der Überwitz der Menschen sie alle aus ihren heimischen Gehögen, ihnen nirgend mehr ein Plätzchen gönnend, wo die Heimatlosen auch fernerhin ihr flüchtig Leben fristen könnten. Kahlgeschlagen liegen weithin die Ufer, nackt die Dämme und die Böschungen. Ist die Verbauung vollständig durchgeführt von Zürich an bis nach Ötwil hinunter wird man von ihnen umsonst ein Holzwächs, sei es ein Bäumlein oder Sträuch-



Das Kloster Fahr von Norden.

lein, suchen. Welches Geschöpf sollte da noch leben können, nachdem man es jeder Existenzbedingung beraubt hat. Mit einem Schlag vernichtet der Staat hier die Wohngebiete Tausender von Existenzen. Regionen niederer Tierformen gingen elendiglich zu Grunde. Die höher organisierten Tiere zwang er damit zur Wanderung und zu neuer Siedelung. Eine größere Zahl von Arten und Individuen verließen das Tal für immer. Nur wessen Sein

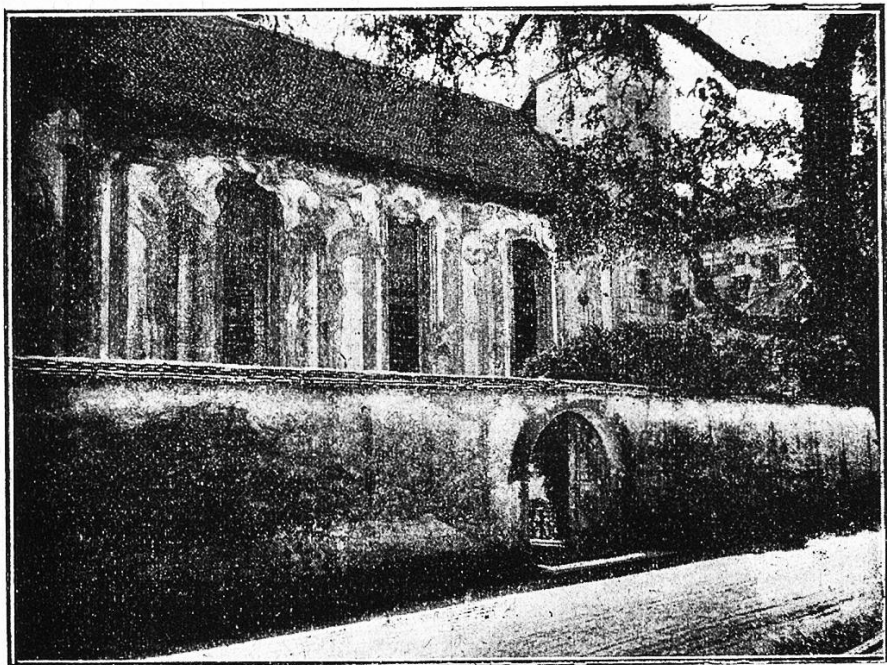
seit Generationen darin wurzelte, der gab seine altangestammten Heimatsrechte nicht so leicht hin preis. Kreuz und quer durchstreifte er die lieb gewordene Heimat, um doch noch irgendwo ein ihm zusagendes Plätzchen aufzuspüren. Nirgends war ein solches mehr zu finden als auf dem verrufenen Glanzenbergerland. Schützend lag über ihm die Hand des Klosters. Wie dieses einst im Mittelalter zu Zeiten wilder Fehde dem von dem Menschenfluch Geächteten eine unverletzliche Freistatt bot, gewährte es der stummen Kreatur, gegen die in frevlem Grimm die Menschheit den Gottfluch schleuderte, der sie selbst einst friedlos machte und sie in Haß und Kampf zu den Naturgewalten warf, ein sicheres Asyl.

Denn als die Menschen von ihm schwanden, eroberte sich der Wald in zähem Kampf die geraubten Gründe rasch zurück. Er stieg in die verschütteten Gräben, auf die gebrochenen Wälle, kletterte am Steilhang des Burgfrieds zur höchsten Ruppe, stieg hinunter in die Niederung, in breitem Saum dem Flusse folgend, begrub unter fallendem Blattwerk und Gezweig der Menschheit Werk, daß allmählig seine letzte Spur erlosch. In seinem üppigen Grün versanken Sünd und Schande, im Rauschen seiner Wipfel ver-

flang das Wimmern der ruhelos über der Erde schweifenden Geister, in seinem tiefen Schrein liegt alles bis zur vollständigen Vergessenheit gebettet. Fuhr auch die Art in seine Stämme, aus den Wurzelstöcken sproßen neue Baumgeschlechter. Nie mehr sollte die Menschenrippe auf dem Grunde wohnen, den sie mit ihrem eigenen Blut entweiht. Heut noch ragt er als letzter Überrest des einstigen Waldbereichs in der Talsohle, ein Hort des Waldgetiers und Waldgeflieders. Ihnen erschloß er gastfreundlich seine Pforten, als die Auwaldungen fielen. In der bunten Mannigfaltigkeit seiner Bestände, da ein Streifen schwarzen Hochwaldes, dort ein junger Tann, hier eine frische Rodung von Kraut und Dornen überwuchert, daneben halbgewachsener Stangenwald, durchsetzt von dichtem Unterholz, und hochragend überall dem jungen Volk stattliche Tannen und sturmgestählte Eichen als lang geschonte Überständler — gewährt er den verschiedensten Arten Wohnplätze, wie sie der Daseinskampf zur Erhaltung des eigenen Ich und der Art erfordert. Mit jedem Frühling, wenn der Winter aus unserer Landmark flieht, wacht in ihm wieder ein Stück Naturleben auf, wie es vergangene Tage dem ganzen Fluß entlang geschaut.

Vom Tannenwipfel

hart am Rand der Uferwand flötet im ersten Abendglühen des jungen Lenzes die Amsel, in den Uferweiden läuten die Meisen ihre silberhellen Glöckchen, von den Waldbrenzbäumen jauchzen Star und Ammer, am Föhrenstamm lockt mit weithinklingenden Flötentönen der Kleiber, tief im Tann girrt kofend die Wildtaube und sie alle übertönend schmettert des Waldes stolzer Heerrufer, der Grünspecht, seinen Siegesruf ununterbrochen. Und



Blick auf die Kirche und die Friedhofsmauer.

rieseln erst die gesprengten Knospenhüllen wie fallender Winterreiß durch das Gezweige, dann wiederhallt der Schlag vom Frühlingsgruß der Drossel, vom klagenden Sange des Rotkehlchens, vom jubelfrohen Staccatoruf des Weidenlaubsängers, von schmetterndem Finkenschlag. Geheimnisvoll wie aus dem Munde neckischer Lenzkoblode klingt das „Wud, Wud“ des Wiedehopfes über der Aue, aus den offenen Waldgründen aber schwingt sich in froher Frühlingsstimmung der Ruckuckruf hin über Feld und Wiesen bis zur Dorfmark. Das erste Grün der jungen Buchen lockt den Schwarzkopf in die Stauden und im Uferholz singt schön wie Philomela die Gartengräsmücke. In seinem tiefsten Dickicht horstet auf sparrigem Feldahorn die Elster, auf schankem Eschenwipfel der Eichelhäher. Bis vor wenigen Jahren trugen einige alte Überständler den Horst des Reihers, gewiß hat auch der beständig über der Rimmat kreisende schwarze Milan hier irgendwo seine Wohnstatt aufgeschlagen.

Ganz eigenartige Gefellen gruben in der steilabfallenden Sturzwand ihre Behausungen. Die Höhlungen an dieser exponierten Stelle hier rühren von der Uferschwalbe her. Der Lehm durchsetzte Absatz ist jetzt im Sonnenbrand schon längst erhärtet, sogleich

nach erfolgter Rutschung jedoch setzte er den schwachen Grabwerkzeugen dieser Vogelart keinen allzu großen Widerstand entgegen. Wie ein Dach ragt da nebenan die Humusschicht über die kahle Erdwand. Wirr verflochtenes Wurzelwerk manch verkrüppelten Stammes, der sich wie das Krummholz des Gebirges verwachsen und verborgen über den Absturz legt, bewahrte sie vor Rutschung. Über ein halbes Duzend meterlanger Höhlen geht hier in die Erde. Der penetrante Fischgeruch, der einzelnen entströmt, verrät sie uns als Heimstätten des Giesvogels, ein längst bestehender Brutplatz, dem schon ältere Eier-sammler manches Belegstück entnahmen. Dort wo der Gang sich sanfter neigt, faßte das Holzgesäme Wurzeln und wuchs zu Busch und Baum empor. Fort und fort klingt da das warnende „Zerr, Zerr“ des Zaunkönigs, unter verrotteten Wurzeln oder in altem Stock versteckt sich sein äußerst solid gefügtes Mooschloßchen. Das rauschende Wasser fesselt ihn hier Jahr für Jahr. Droben in den dichten Tannentronen aber lauern mit Vorliebe der Habicht und der Sperber, weithin beherrscht ihr Blick von da die freie Haide.

Folgen nach der Sommersonnenwende in unermäßigem Zuge all die Wandervögel dem fliehenden Gestirn des Tages, so beginnt sich auch das stille Wasser am Fuß des Burgstalls zu beleben. Mild und ruhig blickt es wie ein ergeben duldendes Menschenantlitz. Ein halbvergeffener Traum schwebt dann und wann in leichtem Wellenkräuseln über seinem Spiegel. Er gedenkt der schönen Zeit, da der lebenslustige Strom noch über die Au geflutet kam und sich an der Bergwand brach. Enggegürtet in das Felsgestein des nahen Berggrates, rauscht er raschen Laufes an ihr vorüber; von ihm vergessen, liegt die Stätte, wo er einst in hartem Kampfe mit dem Berge rang. Einzig der Mühlkanal des Klosters Jahr leitet noch sein Wasser da hinein; aber er mag das weit sich deh nende Becken nur zu füllen, wenn im Frühling oder Sommer sich die Limmat schwellt und ihre Flut den Wasserabfluß hemmt. In breitem Saum von riesenhohem Schilf umstanden, von den mannigfaltigsten Wasserpflanzen reich besiedelt, mit seichten Ufern voller Schlamm mahnt es die ziehenden Schwimm- und Stelzenvögel, die unser Tal als Wanderstraße sich erkoren, und ihrer sind nicht wenige, an die verlassenen heimatischen Sümpfe. Ermüdet halten sie da mehrere Tage Reiserast und auf dem sonst toten Arme erwacht frohbewegtes Leben. Unvergeßlich bleibt mir jenes Bild, das mich kürzlich ein Spätsommerabend schauen ließ. Eine zahlreiche Kette von Wildenten, ich zählte 20 Stück, hatte sich aus den Niedern, wo die Streueernte bereits begonnen, hieher geflüchtet. Hart am Wassersaume, auf den Schlamminseln, am Eingang in das Röhricht hielten die zusammengehörigen Trüppchen liegend und stehend Siesta. Mit sichtlichem Wohlbehagen ließen sie ihre schmucken Leiber in der glitzernden Flut sich spiegeln, in der der letzte Abendstrahl erlosch. Gründelnd, mit dem Kopfe bis zum Grunde tauchend und den kurzen Schwanz nach oben stelzend oder das schwimmende Blatt und Stengelwerk auch sonst durchsuchend, bald im Rohr verschwindend, bald sich wieder unter dem überhängenden Gesträuch des jenseitigen Ufers bergend, tummelten sich andere auf der offenen Fläche. Ein dreister Enterich erkor sich sogar den halb im Schlamm versunkenen Gletscherstein, dessen Haupt wie eine Insel aus dem Wasser ragte, zu seinem Ruheitz. Aus dem Salmenlabrynth tauchten plötzlich vier grünfüßige Teichhühnchen auf. Hastig rudern oder an den bedeckten Stellen behende über die verfilzte Pflanzendecke springend, waren sie unermüdlich in ihrer eifrigen Jagd nach Nahrung. Bald verriet auch ein kräftig klingendes kriv, krivkriv, daß ihr etwas größerer Vetter, das schwarze Wasserhuhn, auch noch im Rohrwald stecke. Nicht lange und fünf Stück schwammen unter dem festgeschlossenen Dach der niederwallenden Blattflut hervor. Weiter unten vergnügte sich ein Pärchen allerliebster Zwergsteißfüße mit flinken Taucherkünsten, über den trockenen Schlamm rannte der Uferwasserläufer in Bachstelzenart noch allerlei Getier und ganz versteckt trieb sich sein etwas größerer und höhergestellter Genosse, der punktierte Wasserläufer, zwischen den Grasbüscheln herum. Die Ruhe dieser lieblichen Naturidylle störte aber ein einfliegendes Reiherpaar. Der eine

stellte sich in der Nähe der Ausmündung mitten in das Wasser, der andere setzte sich gewaltjam in den Besitz des Steinhauptes. Laut schreiend floh vor ihm die Ente und im Nu verschwanden alle die Gestalten im schützenden Rohrwald. Der dadurch entstehende Lärm weckte in den Rohrstreifen, die alten Läufen quer über die Au folgen, neue Vogelstimmen. Scharf und deutlich klang das Geknarr des hier so häufigen Leichrohrsängers; aber auch fremde Laute, wie sie unsern heimischen Vögeln sonst nicht eigen, machten sich im Aufruhr geltend. Mit dem Schwinden der Sonne nahen von allen Seiten Staren. In schnurrendem Gewimmel strichen sie noch eine Zeit lang hin und her. Ein vorüberjagender Baumfalke versprengte sie nach allen Winden. Mit der einbrechenden Dämmerung sammelten sie sich wieder, stürzten in die Uferweiden, machten sich von hier aus unbemerkt ins Rohr, schwachten und lärmten, schnarrten und zischten bald laut und stürmisch wie eine verzweifelte Beterschar, dann wieder leise und zaghaft wie das sich verlierende Gemurmel der sich immer weiter entfernenden Menge.

Ein glücklicher Zufall war es nun, der mir an diesem Abend dieses reizende Spiegelbild vergangener Zeiten vors leibliche Auge zauberte. Manchmal saß ich seitdem wieder droben in dem lustigen Baumversteck; kehrte ich auch nie ohne irgend eine interessante Beobachtung heim, ein so packendes Bild aus dem Leben unserer heimischen Vogelwelt sah ich niemals wieder. Daß es sich schon oft wiederholt und sich auch künftig erneut, ist gar nicht ausgeschlossen, wenn die Naturverhältnisse auch fernerhin die nämlichen bleiben. Wie lange sie noch dauern mögen? Seit einem Jahr stört auch der Mensch den Frieden der Natur. Tag für Tag knarrt und pustet ein schwerer Riesenzug quer durch das Gefilde. Die uralte Uferwand, die hinter der Fahrweid das Klosterland begrenzt, muß das Material hergeben für die Riesenstraße, die sich von der Stadt das ganze Tal hinunterzieht und die durch große Verkehrserleichterungen der Menschen lärmendes Getriebe hierher verpflanzen will. Ein Stich ging mir durchs Herz, als ich vor einem Jahr an der Seite eines Freundes zum erstenmal den frechen Einbruch roher Menschen in mein friedlichstilles Talidyll schaute. Mich schauderte. Aus dem Waldgrund gruben die fremden Männer, es nicht wissend, den alten Fluch. Mächtig wird er wieder über der Erde werden und alles Leben knicken, das diesen verlorenen Erdenwinkel zum Wallfahrtsort manch begeisterten Naturfreundes machte. Jeder Spatenstich bereitete mir Qual. Sie schaufelten den mir lieb gewordenen gefiederten Kindern der Natur ein neues Grab.

••••• Allerlei Wissenwertes.

Sonnenflecke und Erdströme. In den letzten Tagen des Oktober und Anfang November 1903 fanden, wie man sich erinnern wird, fast auf der ganzen Erde starke „magnetische Ungewitter“ statt. Von überall her wurden starke Schwankungen der Magnetnadeln in den Observatorien gemeldet. An vielen Orten, so besonders in Frankreich, war der Telegraphenverkehr auf längere Zeit gestört oder unterbrochen, und zwar zeigte es sich, daß starke Schwankungen der im Erdreich selber zirkulierenden Ströme stattfanden. Da nun die Erde bei den Telegraphenanlagen gewissermaßen als Leitungsdraht benutzt wird, so ist es durchaus verständlich, daß jene Änderungen im elektrischen Zustand des Erdkörpers Störungen im Telegraphenverkehr hervorrufen. Außer den vorbeschriebenen Erscheinungen wurden in nördlichen Ländern zur gleichen Zeit schöne Polarlichter beobachtet.